

xen Zusammenhängen zu verorten und zum Teil durchaus ambivalent zu bewerten ist – so heben etwa Andreas Gestrich und Bernd Wedemeyer fürs 20. Jahrhundert Ambivalenzen und äußerst unterschiedliche Perspektiven auf die gleichen Phänomene hervor. Wolfgang Schmale und Rebekka Habermas machen für die Französische Revolution und das frühe 19. Jahrhundert nachdrücklich auf die in Individualitätskonzepten implizierten Geschlechteraspekte aufmerksam. Ähnlich wie Rebekka Habermas für das 19. unterstreichen auch Bärbel Kuhn und Christiane Kohser-Spohn für das 20. Jahrhundert, dass Individualitätsmöglichkeiten durch die gesellschaftliche Strukturierung von familiären und sexuellen Lebensformen bereitgestellt (oder auch versperrt) werden.

Vor allem diese letzteren Beiträge bestätigen, was die umfangreiche, in vielen Disziplinen betriebene Forschung auch gezeigt hat: Das Individuum ist alles andere als eine einfache Tatsache des persönlichen und sozialen Lebens, nach der man nun einfach die Geschichte absuchen könnte. Es handelt sich vielmehr zuallererst um ein Konzept – eine Brille, die man auswählt, den jeweiligen Absichten anpasst und mit der man die Realität sodann betrachtet. Knüpft man an den bisherigen mainstream der Forschung an – vor allem unter dem Signum der Entdeckung oder Entstehung „des“ modernen Individuums –, so hantiert man mit einem normativen Person- und Epochenkonzept, das mannigfache Aspekte europäischer und eurozentrischer Dominanzkultur transportiert. Das gängige Konzept vom isolierten, autonomen Individuum, für das soziale Beziehungen von vornherein nur als Fesseln veranschlagt werden, wird, wie die feministische Forschung herausgestellt hat, bevorzugt auf männliche Personen angewandt; zugleich bleiben die implizierten Geschlechterkomponenten ebenso wie übrigens auch soziale und religiöse Aspekte vielfach unreflektiert: Das Individuum wird in der Regel gedacht als männlich, christlich, weiß, europäisch und vor allem den schriftfreudigen Schichten der Gelehrten und Schriftsteller angehörend, als nicht adlig, nicht bäuerlich (darauf macht Troßbach aufmerksam) und auch sonst nicht den Unterschichten (so Margrit Grabas) oder irgendwie Marginalisierten zugehörig. Dass etliche einzelne Beiträge diese Probleme in Teilen sichtbar werden lassen, macht den Band beachtenswert. Dass dies aber nicht von vornherein und durchgängig reflektiert wird, und dass der nationale Rahmen des Quellenmaterials auch nicht zur Gewinnung eines transterritorialen Problemhorizonts verlassen wurde, überzeugt nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich keineswegs.

Gabriele Jancke, Berlin

Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Selbstzeugnisse der Neuzeit; 10). Köln: Böhlau 2002, 264 S., EUR 29,90, ISBN 3-41213-201-2.

Gabriele Jancke eröffnet ihr Buch mit erfrischender Deutlichkeit: Nach der Lektüre von hunderten gedruckten Quellen sei ihr „kein Geschehen, kein Prozess, keine Struktur ... auch nur mehr vorstellbar ohne AkteurlInnen, die benannt werden können, und das Reden über *die* Gesellschaft oder *die* Kultur“ (VII) – schein ihr höchst fragwürdig. Im Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit autobiografischem Schreiben steht dessen Einbet-

tion in den jeweiligen historischen Zusammenhang. Untersucht werden also nicht nur Repräsentationen des „Selbst“, sondern Beziehungskonzepte und die Praxis, wie sich Menschen durch das Verfassen von Selbstzeugnissen im sozialen Raum positionieren und ihn damit gestalten.

In der Autobiografie-Forschung wurden lange Zeit Texte christlicher, im städtischen Milieu situierter Männer, als Typus autobiografischen Schreibens verallgemeinert, um in der Folge „Schlüsse nicht über diese Verfasser, ihre jeweiligen Absichten und über ihr kulturelles Umfeld, sondern über ein abstraktes und allgemeines, neuzeitliches Selbst abzuleiten“ (6). Der Begriff der „Selbstzeugnisse“ ermöglicht demgegenüber zunächst, die Quellenbasis der Untersuchungen zu verbreitern und all jene Texte mit einzubeziehen, in denen ein „kommunikatives Ich“ sichtbar wird. Mit Natalie Zemon Davis und James Amelang definiert Jancke Schreiben als kommunikatives Handeln und setzt die Formen der Textgestaltung in Bezug zu Schreibsituationen, sozialen Milieus und kulturellen Konventionen und Repertoires. Das Selbstverständnis der Menschen wird also nicht als „abgeschlossen“ verstanden, sondern als abhängig von und in Wechselwirkung mit ihren Positionen in sozialen Netzwerken. Beziehungen zu anderen sind Voraussetzung dafür, dass sich Menschen als Individuen wahrnehmen, gleichzeitig sind sie Bestandteil dieser „Individualität“ (13). Durch diese Relationalität können auch jene in den Blick genommen werden, die nicht dem „Norm-Typus“ des selbst-bewussten, schreibenden Subjektes entsprechen.

Als Quellen dienen der Autorin 234 autobiografische Schriften, die zwischen 1400 und 1620 im deutschsprachigen Raum von insgesamt 179 Personen verfasst wurden. Unter diesem Begriff wurden all jene Texte untersucht, „in denen eine Lebensgeschichte ganz oder teilweise dargestellt ist“ (16). Zwar war der überwiegende Teil der Schreibenden männlich, christlich und gebildet, doch gibt es neben den „klassischen“ Gelehrtenbiografien solche von Kaufleuten, Handwerkern und Künstlern. Die acht Autorinnen gehörten fast alle sozialen Eliten an – drei von ihnen waren Äbtissinnen, vier adelig. Die Bedeutung verschiedener identitärer Kategorien – Geschlecht und Religion, sozialer und geistlicher Stand, Beruf und Ausbildung – für die Einschätzung von Handeln, Selbstdefinitionen und -repräsentationen der betroffenen Menschen wird im ersten inhaltlichen Teil der Studie anhand von drei Fallstudien – Josel von Rosheim (ca. 1478–1554), Katharina Zell (1498–1562) und Jakob Andreae (1528–1590) – anschaulich dargestellt und in einer zusammenfassenden Analyse in Hinblick auf „Machtverhältnisse und Beziehungskonzepte“ (67–74) erläutert.

Im zweiten Abschnitt nimmt Jancke sich das am besten dokumentierte und erforschte Feld frühneuzeitlicher Gelehrtenkultur vor. Sie arbeitet Patronage als Beziehungskonzept heraus und zeigt, wie Patronageverhältnisse als soziale Netzwerke funktionierten und welche Rolle sie für die Selbstwahrnehmungen männlicher Gelehrter und ihr Schreiben über sich selbst spielten. Untersucht werden die sozialen Kontexte (Verwandtschaft, Ehe, Schüler-Lehrer-Beziehungen, Kirchenhierarchien), in denen sich Patronageverhältnisse bildeten, der gegenseitige Nutzen für Patron und Klient, die Möglichkeiten, „patronagefähige“ Verhältnisse selbst aktiv herzustellen, und die wechselseitigen Erwartungen von Klienten und Patronen. Schwerpunkt sind geistliche wie weltliche gelehrte beziehungsweise akademische Karriereverläufe, da Patronagebeziehungen vor allem in diesen Zusammenhängen thematisiert wurden. Die Gliederung folgt dabei der Art der

„Ressourcen“, aus denen sich solche Beziehungen speisten: Unterricht und Kontakte, Stipendien und Positionen, Förderung einzelner Projekte, vor allem von Büchern. Umgekehrt spielten die öffentliche Anerkennung und die ehrende Bezugnahme auf den Patron (etwa durch Widmungsvorreden in Büchern) eine wichtige Rolle. Jancke liefert auch zahlreiche Beispiele dafür, wie sich innerhalb der beschriebenen sozialen Netzwerke an den Schnittstellen differenter und oft konfigurierender Beziehungsvektoren „individuelle“ Selbstbilder und Handlungsmuster herausbilden konnten. Schließlich fragt sie, wie solche Patronagebeziehungen über den konkreten sozialen Kontext, der ihre Entstehung bedingte und förderte, hinauswirkten. Die Regeln in diesem Beziehungssystem wurden offenbar bereits von den zeitgenössischen Autoren als „Mechanismen wichtiger gesellschaftlicher Strukturen“ erachtet (158), ihre weiterreichende Wirkung als „dauerhafte Beziehungen gegenseitiger Verpflichtung“ akzeptiert (160). Die daran anschließende Gegenüberstellung unterschiedlicher Patronanzsysteme weist die vorliegende Arbeit als einen wichtigen Beitrag zur Schließung der von Jancke beklagten Lücke in der Patronanzforschung für den deutschsprachigen Bereich aus.

Dennoch sei an dieser Stelle auf ein methodisches Problem hingewiesen: Die Autorin widmet mit dem Modell der Patronage einen großen Teil ihres Buchs einem Thema, das sie eingangs zu Recht als bislang zu ausschließlich behandelt kritisiert hat. Zwar ist Patronage sicher „ein im Gesamtkorpus bedeutendes Beispiel, an dem sich zeigen läßt, wie die Beziehungen einer bestimmten Gruppenkultur die Texte prägten“ (165). Seine Grenzen zeigen sich aber genau dort, wo es um die angenommene Pluralität und Heterogenität weniger leicht wahrnehmbarer Gruppen geht. Dies betrifft etwa die geschlechtergeschichtliche Perspektive: „Rituale der Wertschätzung, wie sie bei den hier untersuchten Patronagebeziehungen hervortraten, wurden unter Männern entwickelt und praktiziert“ (161). Frauen waren davon weitestgehend ausgeschlossen, sie konnten im Rahmen dieser Form der Gruppenkultur allenfalls die Rolle von Patroninnen einnehmen. Die für ein Auftreten als Klientinnen notwendige Autorität, die für Förderungen erwarteten Gegenleistungen erbringen zu können, wurde Frauen offenbar nicht oder kaum zugeschrieben. Diese Formen des Austauschs von Autorität waren für gelehrte Männer ein wesentlicher Aspekt ihres Selbstverständnisses und damit konstitutiv für eine identifizierbare Gruppenkultur. Andere Menschen, die weder über die gelehrte Autorität, die die Verfasser als Klienten demonstrierten, noch über soziale oder politische Autorität verfügten, die sie an ihren Patronen würdigten, kamen in diesem Selbst- und Beziehungskonzept gar nicht erst vor. Wir erfahren also viel über ein hegemoniales Modell, aber nur wenig über die angenommenen „anderen“ Gruppenkulturen.

Einen wichtigen Schritt in diese Richtung macht Gabriele Jancke allerdings im dritten Teil der Studie, „Für andere schreiben“: Autobiografische Texte waren im sozialen Raum verortet, sie richteten sich an einen oder mehrere LeserInnenkreise. Nur knapp zwei Drittel der für den deutschsprachigen Raum untersuchten Texte wurden jedoch auf Deutsch abgefasst, und selbst diese enthalten oft größere Textteile in anderen Sprachen (vor allem Latein, aber auch Griechisch, Französisch, Hebräisch, Italienisch). Was läßt sich daraus „sowohl über die Sprachfähigkeiten als auch über die Intentionen der Verfasserinnen und Verfasser“ (167) ableiten? Dies ist vor allem dort interessant, wo jene trotz nachweisbarer Sprachkenntnisse diese nicht verwendeten. Auch hier liegt ein Schwerpunkt auf der

Verwendung von Sprache zur Abgrenzung oder Erzeugung von Gemeinsamkeit, also zur Bildung, Bestätigung und Betätigung von Gruppenidentitäten. Die Untersuchung wird nach RezipientInnenkreisen gegliedert, diese den ausdrücklichen Angaben der AutorInnen über ihre Motive gegenüber gestellt. Ein weiterer Abschnitt untersucht, in welcher Form die Texte nach der Vorstellung der VerfasserInnen veröffentlicht werden sollten und ob beziehungsweise wie die Publikation tatsächlich erfolgte.

Insgesamt wird hier die Vielzahl der schreibenden AkteurInnen, die Vielfalt ihrer Motivationen und ihr bewusster Umgang damit deutlich. So etwa, wenn die AutorInnen Sprache und Art der Publikation an den RezipientInnen orientierten (Gott, eigener Haushalt, Nachkommen, gelehrtes Publikum etc.). Dennoch vermeidet Jancke den naheliegenden Trugschluss, nur aus der verwendeten Sprache auf den beabsichtigten und/oder tatsächlich erreichten RezipientInnenkreis zu schließen: Schriften von Gelehrten mögen auch dann ein Fachpublikum erreicht haben, wenn sie nicht lateinisch geschrieben wurden, und aus dem Umstand, dass nur wenige Frauen selbst die lateinische Sprache verwendeten, kann keineswegs geschlossen werden, dass sie als Leserinnen lateinischsprachiger Publikationen nicht in Frage kämen. Die abschließende Hypothese, dass „viele VerfasserInnen ... in der Lage [waren], über die Sprache(n) mehrfache Identitäten für sich herzustellen“ (210), bedarf aber als Leitgedanke noch eingehender Untersuchungen. Dasselbe gilt für die „Koexistenz ungleicher Gruppenkulturen“ und die „vielfältig ambivalenten und hierarchisierten Geschlechterverhältnisse“ (210). Umso mehr soll hier betont werden, dass Gabriele Jancke ein überzeugender Schritt in diese Richtung gelingt: Sie kann zeigen, dass Prozesse der Identifikation und Definitionen von Zugehörigkeit immer in und durch Beziehungen zu anderen stattfinden und dass dies gerade anhand von vor-modernen gesellschaftlichen Formationen und der Bedeutung, die Gruppen in ihnen haben, besonders gut zu belegen ist. Wenn auch autobiografisches Schreiben als Ausdruck der sozialen Praxis von Gruppen am ehesten bei männlichen Gelehrten anzutreffen scheint und dementsprechend dort am besten untersucht ist, liefert Jancke mit ihrer enorm materialreichen Studie zum einen ein schlüssiges Modell zur Analyse von Personenkonzepten und Gruppenkulturen, die weit mehr als nur eine Form von „Individualität“ umfassen. Zum anderen macht sie am Beispiel der Gelehrtenkulturen die Relevanz der Untersuchung sozialer Eliten deutlich: Zwar prägen sie die gesellschaftlichen Verhältnisse und Deutungsmuster gerade durch ihre diskursive Wirkungsmacht, dennoch sind auch diese Gruppen nicht homogen, sondern von sozialen Gegensätzen und konfigierenden Interessen durchzogen. Diese Differenzen und Konflikte und damit gleichzeitig Handlungsmöglichkeiten und Alternativen historischer Prozesse sichtbar zu machen, ist ein Hauptanliegen der Studie. Dies plausibel zu machen und für eine differenziertere Geschichtsbetrachtung einzusetzen, ist der Autorin überzeugend gelungen.

Christina Lutter, Wien